Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 5

Artikel: Schneenacht

Autor: Bock, Kurt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634932

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 2. Februar 1935

Schneenacht. Von Kurt Bock.

Sterne schneien von den Zweigen,
Die sich lastentief verneigen.
Silber strömt vom vollen Mond,
Der im Glockenstuhle wohnt.

Selig summt sein Lied der Wind.
Eine Mutter wiegt ihr Kind; —
Aus dem Garten spähn herein
Sieben kleine Engelein.

Heben sacht sich auf den Zehn,
Um das Menschenglück zu sehn!
Nun erklingt von fern und nah
Himmlisches Hallelujah.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

5

Leuchtenden Auges nahm sie seinen zuckenden Lockenkopf in die Hände, hob ihn hoch und fragte innig leise: „Möchtest du für immer zu mir kommen, sag?"

Matthias nickte nur heftig. Diese Liebe war zuviel der Gnade auf einmal — nach so langer schmerzlicher Entbehrung. Auch konnte er die Mutter noch nicht recht ansehen vor Scham über seine Schwäche und Traurigkeit. Es schüttelte ihn immer wieder, wie er auch die Zähne zusammenbiß und die wunden Zehen einzog. Aber schnell begriff der Knabe, daß in dieser einen Minute eine unermeßliche Fülle von Segen über ihn gekommen, eine Guttat beschlossen sei, die ihm niemand bestreiten durfte. Er hatte die Mutter noch nie so tief ergriffen gesehen und jene Frage, die ihm vom Himmel gefallen schien, noch keinmal von ihren Lippen vernommen.

Sobald er wieder richtig nachdenken konnte, suchten seine Augen das Dach, unter dem er so viele Qualen ausstehen mußte. Es war keineswegs verschwunden oder unter Felsen begraben, wie das sein getrübter Sinn beinah erhoffte. Auch die Basgotte lebte natürlich noch dort unten mit ihren Habichtsaugen, grausamen Händen, höhnischen Worten — nur daß sie zum Glück nicht ahnen konnte, was sich kaum hundert Stufen über ihrem Haupte zutrug. Hatte ihre Gewalt über ihn jetzt wirklich ein Ende? Das war der Gedanke, der plötzlich rabenschwarz in den Kreis der holden Geschehnisse sprang und die zagende Seele unheimlich anstierte.

Was die Mutter sprach, hörte er nur mehr zur Hälfte. Es schien ihm durchaus notwendig, daß sie sogleich zusammen die Flucht ergriffen, ohne noch einen Fuß in das Haus der Basgotte zu setzen. Man kletterte am besten gradezu durchs Gehölz hinunter bis auf den Weg, der nach Simmen führte, und fuhr von dort mit der Eisenbahn nach Treustadt, das weit im Westen mit seinen tausend Dächern am schönen blauen Wasser lag. Mit dem Essen wollte er gerne warten, bis sie heil und unbehindert angekommen waren.

In seltsamer Hast begann er seine Schuhe anzuziehen. Es fiel ihm ein, die neugierige Frida oder der heimkehrende Konrad könnten sie da oben erblicken — dann wär' alles verloren. Wenngleich sie so taten, als ob er ihnen bloß zur Last falle, ließen sie's doch nicht zu, daß die Mutter ihn mit hinunternahm. Was wollte sie gegen die andern machen? Die Basgotte geriet vielleicht in Zorn und schrie ihre Schwester an, bis diese ihr den Willen tat. Allemal, wenn die Mutter kam und nach seinem Ergehen fragte, sagte jene so höhnisch: „Sorg du nur für dich! Der hat's hier gut genug!" Er bekam jedoch fast nie die Kante des frischgebackenen Brotes, er hatte bei Tisch eine Gabel mit abgebrochenem Zinken und einen Teller mit Sprüngen und Flecken, von dem die Frida nicht essen mochte. Warum durfte er nie am Rande des Bettes liegen? Wenn es schön war, sagte Konrad stets: „Die Milch hole ich, das Brot hole ich!" aber sobald es regnete, hieß es: „Der Kleine soll gehen!" Alles Schlechte mußte immer nur der Matthias machen. Davon erfuhr die Mutter nichts. Nur wenn sie anwesend war, erhielt er zum Schein eine gute Gabel, einen ganzen Teller und auch zu essen, soviel er nur mochte. Dann mußte der Große auch die silberne Mundharmonika, Matthias' Eigentum, herausrücken, aber in der Woche behielt er sie einfach in der Tasche, und alle Schüler glaubten, daß sie Konrad gehöre. Gewiß fand die Basgotte auch jetzt wieder Mittel und Wege, um Matthias